

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 78 (1933)
Heft: 35

Anhang: Heilpädagogik : Organ des Verbandes Heilpädagogisches Seminar
Zürich : Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung, September 1933,
Nummer 5

Autor: Deuchler, W. / Zürcher, Werner / M.S.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Inhalt: Was können wir von der Eugenik erwarten? – Notenschreiben, ein Versuch zur Erfassung des Uebungserfolges bei Schül-
kindern (Schluss) – Bücher- und Zeitschriftenschau.

Was können wir von der Eugenik erwarten?

Die Heilpädagogik setzt sich zum Ziele, nicht nur zu heilen, sie will auch vorbeugen. Aus diesem Grunde sind ihre Beziehungen mit der Sozialhygiene sehr mannigfaltig, ja es gibt Grundfragen, die sich für beide Arbeitsgebiete in gleich eindringlicher Weise stellen. Zu diesen Grundfragen gehört die Eugenik.

Wer sich täglich mit psychopathischen oder schwach sinnigen Kindern abmüht, stösst immer wieder auf die Frage, ist es nicht möglich, durch «rationelle Geburtenregelung» all dieses Elend aus der Welt zu schaffen?

Die Eugenik sollte uns die Antwort erteilen können. Sie umfasst einerseits Aufgaben, die sich mit der Sozialpolitik berühren, sie will die «erbgesunde» Familie fördern: *positive Eugenik*; andererseits will sie die Fortpflanzung Erbkranker durch Sterilisierung verhindern: *negative Eugenik*. Uns soll zunächst die letztere beschäftigen, da sie unsere Frage nach Geburtenregelung berührt.

Vor nicht langer Zeit war in den Tageszeitungen zu lesen, dass am 25. Juli 1933 in Deutschland ein «Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses», ein sogenanntes Sterilisierungsgesetz, erlassen wurde. Dieses Gesetz ist nun etwa nicht ein Verdienst nationalsozialistischer Regierungsweisheit; der Entwurf dazu war schon im Herbst 1932 erschienen und wurde vielfach diskutiert. Das autoritäre Regime hat lediglich den Erlass des Gesetzes beschleunigt; ob zu dessen Nutzen, bleibt abzuwarten. Jedenfalls werden wir in Deutschland ein Experiment im grossen über die Möglichkeiten und Grenzen der Unfruchtbarmachung beobachten können.

Das Problem der Sterilisierung aus eugenischen Gründen wurde im Februar 1933 in der Frankfurter Aerztegesellschaft nach Anhören eines Sozialhygienikers, eines Psychiaters und des Direktors der Frauenklinik im Zusammenhang mit dem Entwurf zum Sterilisierungsgesetz diskutiert. Der Bericht über diese Sitzung ist deshalb interessant, weil er zeigt, dass, sobald diese Frage wissenschaftlich und objektiv angepackt wird, die Grenzen sich sehr schnell zeigen. So konnte Hagen nachweisen, dass bei gewissenhafter Durchführung der eugenischer Sterilisierung die Zahl der Hilfsschulkinder sich nur um 10 bis 15 % senken lassen würde. Ein wesentlicher bevölkerungspolitischer Einfluss wäre demnach von dieser Massnahme nicht zu erwarten. Die natürliche Ausmerzung durch grössere Sterblichkeit und Unfruchtbarkeit der Minderwertigen spiele jedenfalls eine grössere Rolle. Die Förderung im Sinne der positiven Eugenik, z. B. durch steuerliche Entlastung kinderreicher «Normalfamilien» hält er für zweckmässiger. Auch der Psychiater Kleist äusserte sich sehr zurückhaltend. Er hält die

Zunahme der Minderwertigen nicht für erwiesen. Eine eugenische Sterilisierung könne nur auf Grund sicherer klinischer und erbbiologischer Kenntnisse verantwortet werden. Daran mangle es aber noch erheblich. Er zeigte sodann bei der Besprechung der einzelnen Geisteskrankheiten, dass im grossen und ganzen nur die schweren Fälle für die eugenische Sterilisierung in Betracht kämen. Die Gefahr der Vererbung tritt erst dann in starkem Masse in Erscheinung, wenn sich Erbkranker mit Erbkranken, d. h. mit entsprechenden Anlageträgern verbinden. In vielen Fällen bei Verbindungen von Erbkranken mit Erbgesunden sei eine «erbliche Selbstreinigung» möglich. Man habe das z. B. für Epileptikerfamilien nachweisen können. Nach seinen Ausführungen ist wohl der Schluss erlaubt, dass die eugenische Sterilisierung Geisteskranker, bevölkerungspolitisch gesehen, nur indirekt eine Bedeutung hat, nämlich dadurch, dass sie eine wichtige Massnahme zur Bekämpfung der Kriminalität bedeutet. Hier liegt in der Tat ihr eigentliches Gebiet. Der Frauenklinikler endlich forderte in seinem Referat, dass in einem Sterilisierungsgesetz auch die Unterbrechung der Schwangerschaft aus eugenischen Gründen bei schwer erbkranken Frauen vorgesehen werden sollte. Auch diese Massnahme wird nur in relativ seltenen Fällen notwendig sein.

In der Schweiz hat bekanntlich nur der Kanton Waadt positive gesetzliche Bestimmungen für die Unfruchtbarmachung aus eugenischen Gründen. Zahlenmässig hat sich das bisher noch sehr wenig ausgewirkt. So wurden in den Jahren 1929–1932 (Mai) wegen Geisteskrankheit oder Schwachsinn 21 Frauen sterilisiert und ein Mann kastriert. In anderen Kantonen kann die Unfruchtbarmachung nur auf Grund der Einwilligung des Patienten durchgeführt werden. Prof. Maier, Direktor der Anstalt Burghölzli, kommt in seinem Vortrag über «Schwangerschaftsunterbrechung und Unfruchtbarmachung» (gehalten an der Tagung der internationalen kriminalistischen Vereinigung) u. a. zu folgendem Schluss: «Von der gesetzlichen Einführung der zwangsweisen Sterilisation durch behördliche Verfügung könnte und sollte aus praktischen und ethischen Gründen wohl eher Abstand genommen werden. Wenn aber doch derartige Massnahmen getroffen werden müssten, sollten sie auf besonders gemeingefährliche Individuen beschränkt sein, ohne dass dadurch der Möglichkeit der freiwilligen Unfruchtbarmachung bei vorliegender Notwendigkeit Schwierigkeiten in den Weg gelegt würden.»

Wir sehen also, wie enge Grenzen der negativen Eugenik heute noch gezogen sind. Das liegt in der Hauptsache an der Kompliziertheit der menschlichen Vererbung. Dass es der Vererbungswissenschaft gelingen wird, hier weiter vorzudringen, ist zu hoffen, aber niemals werden wir so weit kommen, dass sich diese ganzen komplizierten Beziehungen «rationali-

sieren» lassen. Immer wieder werden wir auf Grenzen stossen, die in der Natur verankert sind und die nicht überschritten werden können. So wissen wir noch viel zu wenig über die schon erwähnte «erbliche Selbstreinigung», aber wir müssen annehmen, dass sie eine viel grössere Rolle spielt, ja dass es in der Menschheit, biologisch gesehen, Regenerationsmöglichkeiten gibt, die unsere Ratio nur erforschen, aber in ihrer Auswirkung nicht stören dürfte. Ein Beispiel dafür sind die Untersuchungen des bekannten Konstitutionsforschers Kretschmer über Heiraten unter verschiedenen Konstitutionstypen. Er konnte nachweisen, dass sich in der Hauptsache entgegengesetzte konstitutionelle Typen heiraten und dass auf diese Weise ein fortwährender Ausgleich der Typen stattfindet. Dadurch werden die ganz extrem ausgebildeten Typen immer wieder ausgemerzt. Das ist nun zweifellos eine Regulierung, die durch «rationelle» Massnahmen nicht herbeigeführt, nur zerstört werden könnte.

Auch die positive Eugenik steht aus den gleichen Gründen nicht auf gesichertem Boden, wenn sie die «erbgesunde Familie» fördern will. Wollte die Sozialpolitik nur auf ihre Ratschläge hören, wären Ungeheuerlichkeiten unvermeidlich, da es kaum gelingen dürfte, allgemeine Kriterien für die «erbgesunde Familie» aufzustellen. Es wird sich zeigen, ob das hitlerische Deutschland diese Schwierigkeiten wird lösen können. Jedenfalls scheint die nationalsozialistische Bevölkerungspolitik an einem inneren Widerspruch zu leiden: einerseits ist sie ganz von dem *Glauben* an die «Sendung der nordischen Rasse» oder gar des «arischen Menschen» beherrscht, andererseits unterliegt sie der *rationalistischen* Vorstellung, man könne die Menschen züchten wie Haustiere. So mutet wenigstens die Forderung des nationalsozialistischen Professors Stämmeler an, wenn er die Schaffung von «Rasseämtern» verlangt, die u. a. eine «rassische Bestandaufnahme» des Volkes durchführen, Gesundheitspässe und Ehezeugnisse ausstellen und der «völkischen Ehevermittlung» dienen sollen. Er fordert auch für jedes Staatsexamen (alle Lehrer, Juristen, Theologen usw.) Prüfungen über Kenntnisse der biologischen Grundbegriffe, insbesondere Rassenfragen, Vererbungslehre und Rassenpflege («Rassenpflege im völkischen Staat», Verlag Lehmann, München 1933). Es bleibt abzuwarten, was von diesen Plänen wirklich durchgeführt werden kann. Bezeichnend genug sind sie für die ganze Denkart. Jedenfalls hat diese Rassenpflege nichts mit Wissenschaft zu tun, und sollte sie auf diese Weise betrieben werden, so wäre sie der Willkür preisgegeben. Nur eine Pseudowissenschaft kann die Kriterien für den «reinen nordischen Menschen» liefern, ja der Begriff des «arischen Menschen» ist ein rein demagogischer (vergleiche hiezu Otto Schlaginhaufen «Was heisst arisch?» im Heft 6 der Zeitschrift «Volkshochschule», Zürich 1933). Die Geburtenregelung im Sinne einer positiven Eugenik wird so zu einer ausschliesslich rassen- und staatspolitischen, letzten Endes zu einer Weltanschauungsfrage.

In welchem Masse das der Fall ist, lässt sich an Hand einer von der amerikanischen «Eugenics Research Association» anerkannten Preisarbeit über «Die Ursachen des Geburtenrückganges im europäischen Kulturkreis» von Dr. R. von Ungern-Sternberg nachweisen (Veröffentlichungen aus dem Gebiet der Medizinalverwaltung, 319 S., Verlag R. Schoetz, Berlin 1932). Auf Grund eines grossen statistischen Materials werden die Ursachen des Geburtenrückganges in

erschöpfender Weise untersucht: Alkoholismus, Geschlechtskrankheiten, Lebensdauer, Altersaufbau, Ehehäufigkeit und Heiratsalter. Hierauf werden die verschiedenen bisherigen Theorien über die Ursachen des Geburtenrückganges kritisch analysiert, sodann die eigene «Weltanschauungstheorie» durch eine kulturgeschichtlich-psychologische Analyse des westeuropäischen Menschen begründet. In einem letzten Abschnitt wird versucht, die gewonnene Erklärung an den besonderen Verhältnissen in Deutschland, Frankreich, Russland und Schweden zu erhärten.

Ungern-Sternberg kommt zu folgendem Ergebnis: «Der Geburtenrückgang innerhalb des westeuropäischen Kulturkreises wird in der Hauptsache dadurch verursacht, dass die Menschen dieses Kulturkreises von einer Gesinnung beherrscht werden, in deren Mittelpunkt das Streben nach sozialem Aufstieg steht. Diese streberische Gesinnung bewirkt, dass die Menschen die seelischen und gemütlichen Werte gering schätzen und ihr Handeln vor allem durch Verstandeserwägungen bestimmt wird. Infolgedessen wird auch die Frage der vernünftigerweise gebotenen Kinderzahl nach rationalen Grundsätzen entschieden... Neben dieser Hauptursache wirkt als weitere selbständige Ursache des Geburtenrückganges die Frauenemanzipation, sofern sie der Frau Betätigungsmöglichkeiten eröffnet und empfiehlt, die sie von ihren generativen Aufgaben und sozialbiologischen Pflichten ablenken.» Endlich soll auch der veränderte Altersaufbau, obgleich zum Teil eine Folge des Geburtenrückganges, eine «stärkere Ausbreitung von Eigenschaften, wie Rationalismus, Vorsorge, Resignation usw., die der Kindererzeugung nicht günstig sind», bewirken. Erscheinungen, wie starke Auswanderung innerhalb der zeugungsfähigen Altersklassen, Rückgang der Säuglings- und Kleinkindersterblichkeit, Ausbreitung einer pessimistischen Stimmung infolge politischer und wirtschaftlicher Misserfolge des Staates oder einer Benachteiligung und Zurückdrängung des sozialen Einflusses, der sozialen Geltung einzelner Stände und Klassen, wirken grösstenteils nur unter der Voraussetzung, dass der Drang nach sozialer Geltung, nach sozialem Aufstieg intensiv ist, dass eine streberische Gesinnung vorliegt.

Urbanisierung der Bevölkerung, Wohlstand, Ausbreitung des geschlechtlichen Präventivverkehrs, Entkirchlichung, Konkurrenz der Genüsse, Wohnungsnot, wirtschaftliche Notlage usw. «können entweder überhaupt nicht als eine Ursache des Geburtenrückganges angesprochen werden, oder sie lassen sich letzten Endes auf die Hauptursache zurückführen, sie fördern und begünstigen ihre Wirksamkeit». Die Hauptursache des Geburtenrückganges im westeuropäischen Kulturkreis ist also die «streberische Gesinnung, ein Derivat des kapitalistischen Geistes».

Ungern-Sternbergs Arbeit entstand um die Jahreswende 1929—1930, also noch vor der Herrschaft des Nationalsozialismus und vor der Weltwirtschaftskrise. Liest man sie heute, so ist man versucht, von Seite zu Seite in steigendem Masse die kommende Bevölkerungspolitik in Deutschland zu ahnen. Es ist hier nicht der Ort, sich kritisch mit dieser Theorie auseinanderzusetzen; das würde zu weit führen. Doch kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, Ungern-Sternberg sei von der Vorstellung der streberischen Gesinnung als Ursache ausgegangen und habe sein ganzes Material zur Stützung dieser These herbeigeschafft, soweit es sich eben dazu eignete. Immer-

hin ist es ihm gelungen, seine Theorie in weitem Masse einleuchtend zu gestalten. Wer immer sich mit der Frage des Geburtenrückganges befassen will, wird sich mit Ungern-Sternberg auseinandersetzen müssen.

Unbefangener jedenfalls hat E. Kahn das gleiche Problem in seinem Buch «Der internationale Geburtenstreik» dargestellt (Sozietäts-Verlag, Frankfurt a. M. 1930). Für ihn ist der Geburtenrückgang eine Erscheinung des Spätkapitalismus, die an sich nicht erstaunlich ist, wenn man bedenkt, dass im Zeitalter des Frühkapitalismus von 1350—1820 die Einwohnerzahl Europas von 100 auf 200 Millionen, im Zeitalter des Hochkapitalismus aber, von 1820—1900, allein von 200 auf 400 Millionen angestiegen ist. Und wenn Kahn berechnet, dass sich die 8,8 Millionen im wehrfähigen Alter für das Deutschland von 1930, schon 45 Jahre später, also 1975, nur noch auf 3,9 Millionen reduzieren, vorausgesetzt, der Geburtenrückgang gehe im gleichen Tempo weiter, dann begreift man, weshalb Stämmeler in seiner Schrift die Bekämpfung des Geburtenrückganges als das Kernproblem der «völkischen Rassenpflege» erklärt. «Wer Kinder haben könnte und keine hat, ist minderwertig», wird von ihm behauptet. Es ist klar, die machtpolitischen Ziele des neuen Deutschland könnten durch ein numerisches Schwinden der Nation in Frage gestellt werden. Ob Hitler mehr wird erreichen können als Mussolini, wird die Zukunft lehren, prophezeit doch Hitler in seinem Buche «Mein Kampf», dass «nach kaum 100 Jahren 250 Millionen Deutsche auf diesem Kontinent leben werden...» In Italien hat jedenfalls trotz des Gesinnungswandels und entsprechender Massnahmen (z. B. Junggesellensteuer) der Geburtenrückgang sich nicht aufhalten lassen. Eine Tatache, die Kahn hervorhebt, Ungern-Sternberg aber nicht erwähnt.

Die positive Eugenik also, die im Grunde nichts anderes als Bevölkerungs- und Sozialpolitik ist, wird immer mehr oder weniger politischen Zielen dienen müssen. Wohin das führt, zeigt wiederum die Stämmelersche Schrift. Stellt er doch die absurde Forderung auf, dass nur Kinder aus Familien mit wenigstens drei Kindern hohe Schulen besuchen dürften. Will er damit etwa die «Kinderproduktion» der gebildeten Stände anregen, die allerdings quantitativ zu wünschen übrig lässt? Wahrscheinlich aber hat er dabei eher an die Norm gedacht, die man für die Betanderhaltung der Bevölkerung ausgerechnet hat, nämlich 3,46 Kinder pro Familie. Eine Zahl allerdings, die heute wieder umstritten ist und wahrscheinlich ebenso wenig endgültig aufgestellt werden kann wie der Begriff der «Normalfamilie». Gewiss wird man vom erzieherisch-vorbeugenden Standpunkt aus das Anwachsen der Zahl der Einzelkinder als unerwünscht bezeichnen müssen. Es sei nur an die Tatsache erinnert, dass im Schuljahr 1932/33 in einer ersten Klasse in einem Arbeiterquartier Zürichs zufälligerweise die Hälfte der Kinder aus Einzelkindern bestand. Die Lehrerin erklärte, sie hätte noch nie eine so schwierige Klasse gehabt. Die erzieherischen Schwierigkeiten der Einzelkinder sind zur Genüge bekannt. Sofern man also am Wert der Familienerziehung festhalten will, wird man auch vom pädagogischen Standpunkt fordern müssen, eine Familie sollte, wenn immer möglich, mehr als ein Kind auferziehen, da nur so optimale Bedingungen für eine harmonische Erziehung gewährleistet würden. Einer politisierten Eugenik gegenüber aber wird die Heilpädagogik erklären, dass es ihr nicht auf die Zahl der Kinder,

sondern auf deren Qualität und letzten Endes ganz besonders auf die Erzieherfähigkeiten der Eltern ankomme.

Fassen wir zusammen. Von der negativen Eugenik werden wir im Einzelfalle sehr viel und mit steigendem Fortschritt der Vererbungswissenschaft immer noch mehr zu erwarten haben. Es kommt hier gar nicht so sehr auf den statistisch fassbaren Erfolg an. Bevölkerungspolitisch dürfen wir aber nicht zu viel von diesen Massnahmen erwarten und müssen den natürlichen Ausmerzungsvorgängen unser Vertrauen schenken. Die positive Eugenik wird für die Heilpädagogik von Bedeutung sein als Mitgestalter in der sozialen Umwelt des Kindes. Sie steht und fällt aber mit dem Geiste, der ihre Bemühungen leitet und ist somit letztlich eine Frage der Weltanschauung.

Dr. med. W. Deuchler.

Notenschreiben, ein Versuch zur Erfassung des Uebungserfolges bei Schulkindern

(Schluss.)

Zwei Versuchsreihen zeigen in ihrer graphischen Darstellung einen ordentlichen gleichmässigen Aufstieg. Sie erreichen am fünften Tag ihren Höhepunkt (7,25 und 8,75 Noten durchschnittlich in der Minute. Der Gesamtnotendurchschnitt aller Schüler beträgt in der Minute 8,69) und erleiden am sechsten Tag einen kleinen Rückgang. Es handelt sich dabei um die Arbeiten eines 13jährigen Mädchens und eines 10jährigen Knaben, beides unter mittelmässige Schüler. Ihre Leistungen bleiben hinter dem Niveau der andern zurück, trotzdem sie die Arbeit gerne machten. In diesen beiden Fällen darf der langsame Aufstieg unzweifelhaft als Uebungserfolg gedeutet werden.

Interessant ist die Kurve eines andern Knaben von 12 Jahren. Sie beginnt sehr hoch (10,15) und erreicht am vierten Tage einen Durchschnitt von 16,95, um nachher in zwei Stufen bis zu 15,2 abzufallen. Die Arbeiten sind alle sehr sauber geschrieben. Antrieb zur hervorragenden Leistungssteigerung scheint mir der Ehrgeiz des Buben zu sein. Die übrigen aufsteigenden Versuchsreihen zeigen nichts Neues. Aus allen Umständen und Beobachtungen während der Arbeit dieser Schülergruppe kann geschlossen werden, dass ihre aufsteigenden Kurven das Bild einer Leistungssteigerung, also eines Uebungserfolges, darstellen. Dabei wurden Mahnungen, wie: sich nicht zu vergessen, schöner zu schreiben usw., nur ganz ausnahmsweise erteilt; die Kinder arbeiteten aus eigenem Ansporn.

Im Gegensatz zu den Besprochenen hält sich die Leistung von drei weiteren Schülern durchweg fast auf demselben Niveau, mit Ausnahme eines Höhentages. Bei einem Knaben ist es der dritte, beim andern der sechste Tag. Während für die plötzliche Höhe des ersteren Falles keine sichtbare Erklärung gegeben werden kann, muss seine sonstige Arbeitsweise gedeutet werden, als aus einer grossen Sicherheit fliessend, die den Knaben gleichmässig und ohne grosse Spannung und Anspannung schreiben lässt. Er zeigt in allen sechs Proben eine sehr saubere und sorgfältige Schrift. Der Knabe mit dem sechsten Höhentage hingegen kann diese Ausnahmearbeit nur auf Kosten einer liederlichen Schreibform erreichen. Er glaubt sich nicht besonders bemühen zu müssen, da er das Notenschreiben sowieso kenne, da er die Sache leicht «schmeissen» werde usw. Der dritte die-

ser Gruppe zeigt graphische Darstellungen, die im Zick-Zack auf- und abwärts führen, freilich mit überwiegender abfallender Tendenz. Der Knabe nimmt die Versuche zerfahren auf; kritisiert sich selbst: «Au schief! — macht nüd!» «Das isch schräg — isch jo glich» usw. Seine Arbeiten illustrieren diese Sätze vortrefflich.

Die dritte Gruppe umfasst die vier «Absteigenden». Eine dieser Schülerarbeiten zerfällt deutlich in zwei Teile; zunächst ein Aufsteigen, dann ein tiefes Fallen. Vom vierten Tage an erhebt sich die Kurve langsam wieder; die Schrift wird nach dem Fall kleiner und exakter, die Fehler verschwinden fast ganz. Offenbar vermochte der Sturz eine Art Besinnung und Besserung herbeizuführen, die freilich die anfänglich gute Leistung nicht mehr zu erreichen vermochte. Umgekehrt verläuft die zweite Kurve dieser Gruppe. Sie fällt nach einem ersten und einzigen Anstieg von Tag zu Tag. Die Leistung verschlechtert sich in jeder Beziehung. Die Noten werden nicht mehr sachlich ausgeführt; sie werden eine Art Symbol für die Abwehrhaltung des Schreibers. Beim dritten Versuchsschüler zeigt die Abnahme der Leistung von 9,85 bis zu 5,25 die Ermüdung, welche einen Uebungserfolg nicht aufkommen lässt, so sehr sich der Knabe auch im einzelnen Mühe gibt. Eine letzte Schülerin endlich, die in ihren Arbeitsleistungen tiefer landet, als sie begonnen hat, nimmt die Versuche als angenehme Abwechslung zum Klassenunterricht auf. Sie lässt sich gehen, verfehlt Zeilen, überspringt Takte, kommt ein-, zweimal ein bisschen in die Höhe und sackt dann wieder gemütlich ab.

Zwei Versuchsreihen möchte ich noch einmal aus allen eben besprochenen herausheben. Beide bringen am sechsten Tag eine Ueberraschung. Im ersten Falle ist es ein Rückgang. Der Knabe kommt gerne zu den Versuchen; viel lieber aber ist ihm noch das Turnen. Und als es sich am letzten Versuchstage begibt, dass er die letzten zehn Minuten der Turnstunde dem Notenschreiben opfern soll, tut er dies mit allergrösstem Widerstreben. Er fällt gegenüber früher in seiner Leistung sehr ab, setzt die Noten wie stechende Blicke hin und erreicht fast ganz seine Anfangsleistung wieder. Der Uebungserfolg ist also stark gesunken. (1. Leistung: 8,35; letzte Leistung: 8,50.) Der zweite Knabe zeigt am sechsten Tage einen Aufstieg von 5,55 zu 9,65. Er arbeitet fünfmal vorher sehr unkonzentriert; bewegt sich auf Nebengeleisen und sinkt mit seinen Leistungen von Tag zu Tag. Beim letzten Mal hingegen ist zu notieren: «E. G. schreibt heute sehr gut. Alles — Atem — Bewegungen — gehen ruhiger; nicht so viele Abschweifungen. Ende der ersten Seite wird er etwas unruhiger, aber trotzdem: Er ist sicher gut disponiert.»

Welche Beobachtungen konnten in bezug auf die Arbeitsweise gemacht werden? Am Anfang haben die Schüler für ihr Vorgehen das Nächstliegende gewählt: sie setzen Note neben Note. Doch kommen sie bald zu Vereinfachungen. Einige beginnen takt- oder gar systemweise die Notenköpfe vorauszuzeichnen und hinterher die Hälse anzusetzen. Dabei entstehen allerdings viele Fehler. Andere verfahren gegenteilig; sie fahren in einem Zuge vom Kopf in den Hals und gleich noch in das Fähnchen. Zwei malen zur Abwechslung erst halbe Noten und füllen sie hernach aus. Gerne werden auch die abschliessenden Taktstriche einer ganzen Seite vorweg genommen. Mit Ausnahme von vier Versuchspersonen bleiben alle der Systemeinteilung der Vorlage treu. Von den vier Ab-

weichenden fragt einer um Erlaubnis; einer findet sich in der Systemvorlage nicht zurecht. Nur einer zeigt mit dem Finger auf der Vorlage nach, alle andern folgen mit den Augen. Zwei sprechen gelegentlich die Notenwerte mit und einer nennt die absoluten Bezeichnungen und ist auch der einzige, der hie und da ganze Takte auswendig schreibt.

Die Mehrzahl der Geprüften bleibt nach zwei, drei Tagen mehr oder weniger konsequent bei einer Methode. Sie gewinnt zusehends Uebung, sie beginnt zielbewusster, ihre Bewegungen werden knapper und zweckmässiger. So verschwinden z. B. die einleitenden Bewegungen in der Luft vor Taktstrichen und Notenköpfen allmählich. Nur wenige kommen nicht zu einer Arbeitstechnik; je nach Laune und Einfall wählen sie bald die eine, bald die andere.

Die meisten Schüler arbeiten fleissig; drei oder vier vergessen sich oft sekundenlang; sie schauen auf den Marktplatz hinüber, horchen auf den Wind oder überlegen irgendetwas. Plötzlich kehren sie mit einem Ruck zu den Noten zurück. — Ich brauche nicht weiter auszuführen, dass all diese Beobachtungen gegeneinander abgewogen ein ganz interessantes Bild von jedem Schüler zu geben vermöchten.

Ich fasse zusammen: Der Versuch ist hinsichtlich der Arbeitsweise und des Arbeitserfolges in mancher Beziehung aufschlussreich. Wenn auch für die Mehrzahl das Ueben unbedingt ein Fortschreiten bedeutet, so kann der Gewinn unter besonderen Umständen fraglich werden:

1. wenn jeder Antrieb fehlt, sei es Ehrgeiz, Interesse, Freude oder Aehnliches. Es fehlt auch da, wo ein falsches Selbstvertrauen sagt: Das kann ich schon;
2. wenn die Tätigkeit zu grosse Anforderungen stellt; wenn sie also von den anlagemässigen und erworbenen Fähigkeiten des Kindes weit entfernt ist. Es entsteht hier ein Leistungsrückgang; vermutlich gelingt es dem Kinde nicht, seine Kraft für längere Zeit in übermässiger Weise anzuspannen.
3. Der Erfolg wird durch die Stimmung stark beeinflusst. Schlechte Arbeiten können plötzlich mit sehr guten abwechseln und umgekehrt. Uebung kann bei solchen Kindern nichts erreichen.
4. Nicht alle Schüler finden für ihre Arbeiten eine einwandfreie Technik. Einige Kinder zeigen sich einfallsreich. Ihnen besondere Vorschriften über die Methode machen zu wollen, wäre Kraftverschwendung.

Werner Zürcher.

Bücher- und Zeitschriftenschau

Erika Bebie-Wintsch: *Das Bewegungsprinzip in Unterricht und Erziehung*. Arbeiten aus dem heilpädagogischen Seminar Zürich Nr. 3.

In diesen knappen Ausführungen einer begnadeten Lehrerin und Erzieherin steht eine gute Wahrheit: «Der Körper darf uns und dem Kind nicht im Weg sein, es muss sich ganz mitnehmen können in die Schule». Um dieses Ganze des Kindes kämpft jede Schulreform; sie legt notgedrungen das Gewicht auf jene Stellen am Ganzen, die bisher nicht genügend berücksichtigt wurden. Um den Körper ringen alle Bestrebungen des modernen Turnunterrichtes. Hier aber ist die Frage gestellt: Wie können Bewegung und geistige Arbeit miteinander in Zusammenhang gebracht werden? Darauf antwortet das feinsinnige Vorwort von Prof. Hanselmann; darauf antwortet die Verfasserin mit durchprobten methodischen Anweisungen im Gebiete des Sprach- und Rechenunterrichtes, im Gebiet des Sachunterrichtes, soweit es sich um Naturkunde und Geographie handelt. Sie weist hin auf die Erleichterungen, die sich der Erziehung anbieten, wenn die Bewegung von vorneherein als selbstverständliche Verhaltensweise des Kindes angenommen wird.

Ein neues Stück notwendiger Schulreform kündigt sich in dieser Schrift an; es sei jedem Lehrer, jeder Lehrerin zum Studium warm empfohlen.

M. S.